

# Ueber den Reim im Hochdeutschen und in den Mundarten.

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik**

Band (Jahr): **1 (1854)**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-176891>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Ueber den Reim im Hochdeutschen und in den Mundarten.

---

„Reinheit, Neuheit, Wohlklang und Harmonie mit dem Inhalt“ fordern die Verskunstlehrer für den Gebrauch des Reimes von den Dichtern, vielmehr von den Versmachern, denn die Aesthetiker allgesammt werden mit ihrem Unterricht Keinen zum Poeten machen können, der es nicht schon von Geburt ist; nur bilden — aber auch verbilden kann man Talente, wenn man das Technischformelle über das Schaffendideelle stellt und fördert. Die Kunstlehre kann überhaupt nur eine negative sein, wie die Moral in den zehn Geboten, welche Alle beginnen: „Du sollst nicht“. Wir haben immer noch das alte Testament des Jorns in Lehre und Kritik. Der Christus der Aesthetik ist noch nicht dagewesen; einstweilen empfehlen wir daher den Poeten die Grundlehre des Christus der Moral, die lautet: „Liebe deinen Gott — „die Kunst“ — über Alles“! und das Gebet des Herrn sollen sie beten, auf sich angewendet.

Doch Scherz bei Seite; von der Reimfähigkeit und dem Reimgebrauch in der Poesie der neuhochdeutschen Sprache wollen wir sprechen im Vergleiche zum Reime in der dialektischen Dichtung, — und mit der Betrachtung der obeneinleitenden Forderung der Verslehrer beginnen. Der Reichthum reiner, wohl lautender Reime ist in der neuhochdeutschen Sprache nicht groß und er wird so ziemlich aufgebraucht sein, so daß die Forderung der Neuheit eine sehr Verlegenheit bereitende für den Poeten ist, da schon die Forderung der Reinheit entweder eine große Sprachfertigkeit anspricht oder nicht selten dem Gedanken- und Gefühlsausdruck Zwang anthut. „Unsere Puristen, sagt Rapp in seiner geist- und kenntnißreichen Physiologie der Sprache, — unsere Puristen mögen sich damit blähen, in dieser Feinheit es unseren großen Dichtern zuvorzuthun“. Und ferner: „Einige neuere Lyriker sind jetzt darin — in der reinen Reimung — genauer, was aber, nach Verfluß einer großen Periode, immer eine bedenkliche Verbesserung ist; man stellt sich nun in physischen Nachtheil gegen die Vorgänger; es würde also erfordert, daß man seiner geistigen Ueberlegenheit gegen sie gewiß wäre.“

Kapp redet durchaus nicht der Parheit das Wort, aber er will den Geist nie dem Formwesen aufgeopfert wissen; er will formfertige Poeten, — Sprachkünstler, — aber nicht künstelnde Versemacher nach Endreimen. In Kunst und Poesie ist in der Neuzeit eine rein formelle Richtung zu beobachten. Die Raffinerie des Verstandes führt zur Abschwächung des Gemüthes, das Gemüth aber ist die Quelle aller Dichtung in Kunst und Poesie. Wir sind in der Lektüre und im Genuße von Dichtungen dahin gekommen, daß wir die Kritik in folgende Fragenreihe gliedern: Reime? Metrik? Sprachvortrag? Charakter? Thema? Exposition? Poetischer Genius? — statt umgekehrt zu verfahren, d. i. wir wollen nicht genießen, sondern kritisiren. So werden wir freilich immer mehr technische Versemacher, aber auch immer weniger Poeten haben. Wie tief stehen in formeller Hinsicht Schiller und Göthe unter Platen und dem neueren Heise, aber wie weit diese hinter Jenen, wenn wir den geistigen, schaffenden Genius als Maßstab an ihre Werke legen; der geniale Heine setzt sich wie hönisch über die moderne Formkritik hinweg; — und Schiller, der als Kritiker den armen Bürger so sehr wegen unreiner Reime anließ, hat nicht weniger als dieser gesündigt als Dichter; sein Genius ließ sich nicht einschnüren in die ästhetische Zwangsjacke. Die richtigste Mitte hält Uhland ein; ohne gewissenlos zu sein, ist er eben so wenig hyperkritisch in der Wahl seiner Reime, und er bedient sich der Halbreime, wie Blick und Glück, feit und heut zc. ohne Anstand, aber selten. Die Kühnsten in der Reimung sind Rückert und Freiligrath durch neue Wortbildung und Herbeiziehung fremder Worte. Platen, der fast nur fürs Auge reimt, entgehen doch mehrere Reime, wie: entbehren und Sphären, hellt und zelt, und im Gebrauch verpönter Reime wegen Abnützung ist er auch nicht heifler als im Verhältniß Andere; er reimt häufig Herz und Schmerz, Liebe und Triebe, singen und klingen zc. Hinsichtlich der Reimung fürs Auge sagt Kapp: „Nicht stark genug kann man sich aber gegen die Thorheit Einiger äußern, welche den Augenreim einführen wollen; dieß wäre zurücksinken in die tiefste Barbarei der Naturverlassenheit. Aehnliche Aeußerungen ließen sich aus Andern anführen. Eine mäßige und billige Freiheit ist an und für sich schon in unserer Sprache begründet; abgesehen von der mehr oder minderen Gewöhnung des Ohrs an die Dialektklänge, welche den Norddeutschen Gang und Dank, den Süddeutschen Herz und w ä r t s zc. reimen läßt, so bringt die neudeutsche Sprache wenig reine Vokalreime und ihre meisten Diphthonge sind bloß gebrochene ei, eu zc. oder aufhellende ä oder abdunkelnde ö, selten reine Mischfarben wie ai und au. Noch schlimmer sieht es mit den weiblichen Reimen aus, die sich in der

zweiten Hälfte fast durchaus mit dem Schleissilben e, er und eu behelfen müssen. Im günstigen Vortheil gegen das Neuhochdeutsche sind die Mundarten hinsichtlich des Reimes, zumal die süddeutschen. Sie haben für die männlichen, weiblichen und gleitenden Reime eine abwechselnde, leuchtende Farbenhülle, welche noch über die in dieser Hinsicht so berühmten Sprachen der Italiener und Spanier geht. Diese Farbenfülle beruht auf dem Reichthum von Diphthongen einerseits, anderseits auf der Höbung und Tiefung der einzelnen Vokale, dann auf den farbigen Flexionen der Haupt- und Zeitwörter, endlich auf der reichsten Abwechslung der Reim-Anlaute durch die Consonanten. Wir haben das Vokalsystem der Dialekte in ein Analogon zum Farbensystem gebracht, um eine richtige, fixe Skala der Vokale und Diphthonge zu gewinnen, zur Grundlage für eine gemeinsame Schreibweise der Dialekte in dichterischen und sprachforschlichen Arbeiten.

In Betracht zu ziehen beim Reimen sind: die Vokale und die Consonanten, und diese als anlautende und auslautende; beim weiblichen Reim aber noch als mittellautende. Da es sich hier nur um die Darlegung eines Beispiels handelt, so wählen wir aus den vielen Dialekten hauptsächlich Einen aus und zwar den, der mit dem meisten Reichthum an Diphthongen gesegnet ist, nämlich den ostleichen nach Schmeller, stammartlich den bayerischen genannt, und werden hie und da den westlich angränzenden (schwäbisch und allemannisch) in Vergleichung ziehen, so wie Variationen des ostleichen gegen Norden, z. B. den fränkisch-nürnbergischen und oberpfälzischen mit seinen interessanten Triphthongen.

Wie die Vokale die Seele der Sprache überhaupt sind, so sind sie insbesondere die Seele der Reime; sie geben der Sprache — aber zumeist der Dichtung, Farbe und Leben, und je vokalreicher eine Sprache um so lebendiger und farbiger ist die Dichtung derselben. Während die hochdeutsche Sprache im Nachtheil zu den romanischen Sprachen der Italiener und Spanier steht hinsichtlich des Vokallebens, steht sie ihnen durch den Vokalismus der Mundarten, insbesondere der südlichen wieder gleich, und diese können bei gewandter dichterischer Behandlung so wohlklingend werden wie irgend eine Sprache der Welt. Die mundartlichen Dichter haben dieß noch zu wenig ins Auge gefaßt. Die Mundartsdichtung ist noch zu jung, als daß sie sich auf die Kunstform hätte werfen können, sodann ist sie nicht gewürdigt genug weder von der Kritik noch vom Volke. Wir danken ihr fürs Erste und zunächst die Rückkehr zur Quelle aller Dichtung zur Wahrheit der Empfindung, zur Natürlichkeit des Ausdrucks, die unsere schulgelehrte moderne Dichtung mehr und mehr in ihrer formellen Künstlichkeit einbüßet. Es ist richtig, wenn Jakob

W r i m m sagt: „das Hochdeutsche soll sich in der Schwere und Höhe über den Mundarten halten“ — aber ein Irrthum, wenn er behauptet: „Ganze und große Wirkung vermag die Mundart (als Schriftsprache) nie hervorzu bringen“ und er widerspricht sich gleich darauf selbst, indem er die hohe Bedeutung der griechischen Dialekte für die Geschichte der griechischen Poesie ausführt. Ist es doch schon H e b e l gelungen, allgemeine Bedeutung in der Geschichte der deutschen Literatur zu erlangen, und doch hat H e b e l seinen Dialekt bei weitem mehr spielend gebraucht als künstlerisch verwendet; schon sein Nachfolger im Allemannischen, Hoffmann von Fallersleben, hat ihn überholt, und der Schweizer U s t e r i hat höheren poetischen Werth.

Von den Dilettanten, welche die Mundart nur produziren, wie Kuchenbäcker künstliches Schwarzbrot für verwöhnte, leckere Gaumen, reden wir einandermal und sie gehören nicht hieher. Unsere deutsche Dialektpoesie ist einer künstlerischen Aus- und Durchbildung fähig, wie die altklassische einst, in der jonischen Epik, der dorischen Lyrik; den Dialektdichtungen folgte sodann die Erhebung der attischen Mundart durch die Dramatiker; aber auch sie verwendeten die anderen Mundarten. Auch wir Deutsche hatten eine Dialektpoesie, die dem allgemeinen Sprachidiom des Hochdeutschen voranging; das Althochdeutsche bis zum zwölften, — das Mittelhochdeutsche bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wo das Neuhochdeutsche begann, haben ihre Denkmale gesetzt; — mit der formellen Vollendung des Neuhochdeutschen tauchen nun die Dialekte wieder auf; sie haben sich fortgebildet und sprechen nun ihre Berechtigung an in Poesie und Schriftthum. Die dritte Periode unserer Sprache beginnt, der abermals ein allgemeiner Abschluß in einem Centraldialekt bevorsteht.

Eine Zukunft unserer Sprache verspricht uns auch eine Zukunft unserer Geschichte: und die Zukunft Dieser wie Jener muß aus dem Volke treiben und blühen. Der zukünftigen Sprache haben die Dichter der Mundarten vorzuarbeiten. Doch darüber haben wir uns in der Einleitung verbreitet, hier kehren wir zurück nach dieser zweiten Abirrung zur Behandlung der mundartlichen Reime.

Unsere älteste Sprache kannte den Silbenreim und die Assonanz nicht, nicht das Celtische, Gothische, Germanische und Norische; sie hatten in der Dichtkunst die Alliteration, den Stabreim, den consonantischen Anlautreim, wie wir ihn noch in der Umgangssprache haben und lieben, z. B. Leib und Leben, gang und gebe, Himmel und Hölle, wohl und wehe, wobei sehr oft Gegensätze verbunden werden. Der eigentliche Silbenreim ist wohl aus den neueren Sprachen, zumal der italienischen im Vormittelalter eingeführt worden;

sie haben alle auch die gleiche Bezeichnung für den Reim, italienisch rima; spanisch rima; französisch rim, rimer; daher Schmeller mit Recht Anstand nimmt, unser Wort Reim vom Althochdeutschen giriman, contingere, direkt abzuleiten, obschon der Sinn des altdeutschen rim auf unser Reim vollständig paßt. Das Lateinische hat das Wort rima, aber mit dem Sinne von Riß, Spalt. Römer und Griechen kannten den Reim in der Dichtkunst nicht. Das griechische Wort ὁμοιοτελευτόν, das die Lexica für Reim aufführen, heißt eigentlich Gleichendung, ῥίμμα aber bedeutet: Wurf, Schuß, und ῥύμα Fluß und Zug, ῥύμος, der Taft, Maas. Dieß ῥύμος ist ins Lateinische übergegangen und aus rythmus, rima geworden, endlich aber in den neueren Sprachen zur Bezeichnung des gleichen consonantischen An- und vokalischen Ausklanges gebraucht worden. Also etymologisch und nicht historisch verwandt sind das deutsche rim und römische rythmus — durch das altdeutsche girima, contingere, sich berühren, angränzen. Des Weiteren wäre nachzulesen, was Schmeller W. B. III. p. 81 unter Reihe: Ram, Rem etc. explizirt. Zu untersuchen, ob die deutsche Sprache und Dichtkunst durch Aufnahme des Reimes gewonnen, wollen wir uns hier nicht einlassen; daß er aber der Natur der älteren Sprache nicht zusagte, scheint so gewiß, als daß die Entwicklung der Sprache und Dichtung ohne den Reim eine ganz andere geworden wäre. Nun haben wir den Reim und er ist zur Seele unserer Dichtung geworden, auf seinem Wohl laut beruht ein großer Theil ihrer formellen Schönheit, aber der Geist der Sprache berechtigt uns zur Freiheit bis zu jenen Gränzen, welche die Fühlbarkeit des Reimes durchs Ohr zieht, und eine größere Strenge führt zur Pedanterie und Geistes tödtung, zum Wortgeklingel. Wir möchten sehr der Wiedereinführung der Alliteration, resp. des Stabreims, mit Maas und Ziel versteht sich, das Wort reden, als einer Bereicherung an wohl lautender Schönheit zumal im sangbaren Liede; nur dürste der Gebrauch nicht zur Spielerei werden. Die Dialekte und Mundarten, welche so viel vom Urthümlichen der Sprache bewahrt haben, sind reich an Alliterationen, wenigst die mir durch den Umgang mit dem Volke bekannteren süddeutschen, welche dem Althochdeutschen stammweise angehören, und das Volk gebraucht sie gerne im Umgange oft in ganzen Reihen. Nur Einiges aus der Erinnerung: „Mit Stumpf und Stiel stehl'n.“ „Ueba d' Stigl stolpern.“ „Du, da Hamms kummt da vo Haus und Hof helfa.“

Wie die Alliteration auf dem gleichen Anfangsconsonanten, so beruht der Reim auf dem Wechsel der Anfangsconsonanten vor den Vokalen oder Diphthongen, denen gleiche Auslautconsonanten in den ungeschlossenen Silben folgen. Auch in den Anlauten haben die Dialekte eine größere und klang-

vollere Mannigfaltigkeit voraus vor dem Hochdeutschen. Da die Vorsilben *be* und *ge* ihr *e* sehr häufig auswerfen, so entstehen viele kräftige Doppelconsonanten vor den Reimsilben. Das *e* des *be* fällt meistens aus vor *h*, *l*, *r*, *s* und *w*, daher *b'helfa*, behelfen; *b'langa*, belangen; *b'reua*, bereuen; *b'finna*, besinnen; *g'winna*, gewinnen. Das *e* des *ge* fällt meist aus vor *h*, *l*, *m*, *n*, *r*, *s*, *t*, *v*, *w*, z. B. *g'falt'n*, gefalten; *g'lesen*, gelesen; *g'moa*, gemein; *g'nau*, genau; *g'rathen*, gerathen; *G'sindel*, Gesindel; *G'thoa*, Gethue (tyrolerisch); *g'viertelt*, gewiertelt; *g'wunna*, gewonnen. So entstehen eine Menge Doppelconsonanten, die das Hochdeutsche nicht kennt.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

---

## L i t e r a t u r.

---

Die Literatur der **Deutschen Mundarten**. Ein bibliographischer Versuch von Paul Trömel. Aus Pechholdt's Anzeiger der Bibliographie und Bibliothekwissenschaft besonders abgedruckt. Halle. Von H. W. Schmidt. 1854. 8. 37 S. 446 Worte. — Freudigst begrüßen wir mit dem Beginn dieser Zeitschrift dieß Elaborat des fleißigen und kenntnißreichen Verfassers. Es ist ein unentbehrliches Hilfswerk für Jeden, der sich seit Sprachforschung im Allgemeinen, mit Dialektuntersuchung insbesondere zu befassen beabsichtigt. Es ist erstaunlich, welche hieher bezügliche Literatur sich seit Abdelung angesammelt hat. Die Anordnung des reichen Materials ist lichtvoll und unter Rubriken gebracht, welche Jeden leicht finden lassen, was er für ein spezielles und speziellestes Studium bedarf. Den bibliographischen Nachweisungen der allgemeinen Sprachkunde, den Spracharten, allgemeinen Idiotiken und Quellensammlungswerken, folgen die Sprachwerke und Dichtungen unter den drei Hauptabtheilungen: Oberdeutsche — Mitteldeutsche und — Niederdeutsche Mundarten. Interessant ist aus diesem Verzeichniß zu ersehen, welche Mundarten mehr oder weniger literarisch behandelt oder durch Dichter vertreten sind.

So zählen die hochdeutschen Mundarten 53 Sprachforscher und 97